

# Frauenstimme

Nr. 15 \* 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

8. August 1929

## Arbeiterfrauen schreiben uns:

### Ueber den „Mann, der die Frau ernährt“.

Aus der Fülle der uns zu dem Aufsatz: „Der Mann, der seine Frau ernährt“ zugegangenen und noch zugehenden Zuschriften veröffentlichen wir die nachfolgenden:

#### Es liegt an der Frau.

Es ist sehr erfreulich, gerade von einem Manne eine Anschauung vertreten zu wissen, die noch nicht einmal Allgemeingut der Frauen, auch nicht der Proletarierfrauen, ist. Ich und alle meine Gesinnungsgenossinnen können den Ausführungen von Popp nur aus vollem Herzen zustimmen.

Die Ursache für die Geringschätzung der Hausarbeit seitens der Männer sieht der Verfasser in der der kapitalistischen Wirtschaftsweise eigenen Bewertung — nur profitablen Arbeit ist produktiv — menschlicher Tätigkeit. Zugegeben, daß dies mit eines der Hauptgründe ist, so muß man sich doch fragen, wie es kommt, daß diese Auffassung auch unter den politisch und gewerkschaftlich geschulten Proletariern, die doch die ihrer Anschauung widersprechende kapitalistische Wertung der Dinge ablehnen, vorherrschend ist. Und ich glaube, ich kann dabei den Frauen nicht den Vorwurf erparieren, daß sie mit die Hauptschuld daran tragen, daß die Hausfrauentätigkeit als unproduktiv angesehen wird und daß der Mann noch immer auf dem Standpunkt steht, daß die Hausfrau in jeder Weise von ihm abhängig ist und sich seinen Wünschen zu fügen hat, da sie ja nichts verdient. Wir müssen uns darüber klar sein, daß,

solange die Frauen nicht selber von der wertschaffenden Tätigkeit der Hausfrau überzeugt sind, auch die Männer ihr die gerechte Anerkennung nicht entgegenbringen

werden. Wie könnte es sonst möglich sein, daß die erwerbstätige verheiratete Frau — und das ist ohne Uebertreibung gesagt leider die Regel — ganz selbstverständlich alle Hausfrauenpflichten auf sich nimmt, ohne auch nur eine Hilfeleistung des Mannes zu erwarten und zu erhalten. Der Mann findet es ganz in der Ordnung, daß die Frau, die beruflich ebenso lange und anstrengend gearbeitet hat wie er, ihm das Essen vorsetzt und ihn bedient. Nicht mit Unrecht wird immer wieder auf die doppelte und dreifache Belastung der Frau hingewiesen. Liegt nicht auch in dem noch oft gehörten Ausspruch „Hausarbeit ist Frauenarbeit, sie kann dem Manne nicht zugemutet werden“ eine Geringschätzung hauswirtschaftlicher Tätigkeit?

Wir werden die Männer daran gewöhnen müssen, daß der Begriff der Nur-Hausfrau im Laufe der Zeit aufhören wird zu bestehen. Aber nur die richtige Würdigung der Hausarbeit kann die Frau davor bewahren, unter der großen Ueberlastung, der sie heute noch ausgesetzt ist, zusammenzubrechen. Ich glaube, unter dem Zustand, Uebergangsmenschen zu sein, leiden wir Frauen am meisten. Es wird deshalb in erster Linie Aufgabe der Frauen sein, den Männern klarzumachen, daß auch Hausarbeit produktive Arbeit ist, die ihres Lohnes ebenso wert ist, wie jede andere Arbeit, und daß die Hausfrau nicht nur Empfangende, sondern in gleichem Maße auch Gebende ist. C. P.

#### Der Mann muß auch zupacken.

Ich habe mich gefreut, daß Genosse Lorenz Popp ein „Mann“ ist, der den Artikel geschrieben hat. Leider gibt es noch zu wenige Männer, ja aber auch Frauen, die diese Meinung teilen.

Eigentlich könnte man denken oder besser wünschen, es gibt im proletarischen Lager keinen Mann mehr, der der Meinung ist,

er ernährt seine Frau. Und noch weniger dürfte man es glauben können, daß Arbeiterfrauen, die nicht außerhalb ihrer Wohnung eine Arbeit verrichten, oft stolz und überheblich sagen:

Ich arbeite nicht.

Rein Wunder, daß der Mann dann das Gleiche von seiner Frau behauptet, ja er geht oft sogar soweit, daß er die Heimarbeit nicht als Arbeit rechnet. — Nun, wie steht es aber aus um uns Frauen? Auf der einen Seite der Haushalt mit Waschen, Ausbessern, Plätten, Kochen, vom Kindererziehen bzw. -verforgen noch ganz abgesehen. Im Haushalt gibt es keinen Achtstundentag, da gilt es so lange wie nur irgend möglich auf den Füßen zu sein. Denn Dienst- und Hauspersonal kommt nur für die oberen Zehntausend in Frage, nicht für die Arbeiterfamilie und deren Haushalt. Ist nun die Arbeit eine so leichte und einfache, daß sie zu erwägen nicht am Plage ist? Wir können wohl ohne viel zu überlegen „nein“ sagen. Die Männer, welche in den Betrieben die gleiche Arbeit verrichten, haben wohl dafür gesorgt, daß ihrer Arbeit, wie z. B. die als

Koch, Straßenther, Hausdiener,

das gleiche Maß gesellschaftlicher Bewertung zugute kommt wie dem Schlosser, Dreher, Tischler, Schneider usw. Ja, und auch mit Recht; denn sie geben auch ihre volle Arbeitskraft hin, so gebührt ihnen gleicher Lohn. Die Logik müßte hier den Frauen doch auch die gleichen Rechte einräumen. Wir haben doch eine ganze Zahl Männer, welche in der Theorie so begeistert für das Recht und die Freiheit der Frau eintreten — ja leider nur in der Theorie! Ist die Frau des Tags zu Hause und verrichtet die Hausarbeit, so sollte kein denkender und überlegender Mann sagen: „Ich ernähre meine Frau“. Aber es gibt nicht viel Männer, die abends noch zupacken und sich freuen, daß die Frau auch noch Zeit zum Lesen oder Besuch einer Versammlung und Veranstaltung hat. Es ist für beide Teile lehrreich fördernd, wenn die Frau mehr Zeit hat, sich um das öffentliche Leben und all das da draußen zu kümmern. M. P.

#### Ehe und Berufsarbeit.

Als alte Parteigenossin möchte ich sagen, der Aufsatz ist so glänzend zutreffend, daß man ihn jedem Mann eingerahmt zu Weihnachten schenken müßte. Es ist eigentümlich, daß gerade in unseren Kreisen diese Redensart so grassiert, während sie bei den „oberen Zehntausend“ überhaupt nicht vorkommt.

Ein wenig möchte ich diesen Artikel noch ergänzen.

Wenn ein Mann verheiratet ist, arbeitet er nicht eine Stunde länger als vorher,

während die Frau in sehr, sehr vielen Fällen doppelt so lange arbeiten muß wie vor der Ehe. Wie lächerlich also die Redensart vom „Ernähren der Frau“. Wer von beiden der gewinnende Teil in der Ehe ist, sieht man so recht, wenn die Leute alt geworden sind. Als Leiterin der Warmen Stube, Urbanstraße, habe ich so recht beobachten können, wie kläglich die alten Männer ohne Frau auskommen, während es umgekehrt den alten Frauen verhältnismäßig gut geht. Fragt man sie, ob sie wieder heiraten möchten, verneinen sie ganz energisch, dagegen möchten die alten Herren ganz gern wieder eine Frau...

#### Nicht vor der Arbeit das Leben vergessen.

Als Witwe habe ich jetzt für die Erhaltung des Hausstandes, die Ernährung und Kindererziehung allein zu sorgen. Ich finde,

daß die Leistung des Mannes, der sich mit seiner Arbeitskraft, seiner ganzen Persönlichkeit für die Familie einsetzt, der Arbeitsleistung der Frau einen unschätzbaren Gegenwert bietet. Die Pflichten der Frau sind in den meisten Fällen reichlich bemessen, und der Wert ihrer Leistung steht gewiß in den meisten Fällen über der Summe, mit welcher ihre persönlichen Bedürfnisse bestritten werden, aber sie verrichtet ihre Pflichten in einem durch den Mann gewissermaßen umhögten, gesicherten Kreis...

Nur eines habe ich stets tief bedauert. Die Verrichtungen im Haushalt, wenn alles dem Wohlbehagen und der Gesundheit der Familienmitglieder dienen soll, sind, wenn sie von der Hausfrau stets ohne Hilfe bewältigt werden, endlos und verführten leicht dazu, daß ihre wertvolleren Pflichten zur Nebenache werden. Was weiß die ewig Geplagte vom Gemütsleben ihrer Kinder? Oder gar vom verschwiegengsten Leid ihres Kameraden? Sie schafft und schafft, und eines Tages steht sie vielleicht betroffen vor der Erkenntnis, daß sie ihnen innerlich fremd blieb, denen fremd, für die sie geschaffen aus Liebe und Pflichtgefühl. J. S.

## Schicksal der Frauenkriegsgeneration.

Viel ist seit dem Erfolg der neuesten Kriegsbücher die Rede vom verkorenem Leben der Männer, die als Knaben fast in den Krieg gezerrt, zwar körperlich heil herauskamen, ihn aber seelisch nicht überwinden können. Selten hört man demgegenüber vom Schicksal der Frauengenerationen, die heute 30- bis 35jährig — gerade oder kaum erwachsen waren, als der Krieg begann.

Man kann auch heute noch nichts von ihnen hören, wie man von den Männern nichts hörte, so lange sie im Kampf waren; denn die Frauen dieser Generation sind gerade jetzt erst im Kampf — in einem erbitterten, unendlich zäh geführten Kampf, dem das Einzige fehlt, was den Männerkrieg damals erträglich machte — die Einsamkeit des Leidens. — Die Frau, die müde geworden das Leben abwirft, ahnt ja nicht, daß Massenschicksal sich an ihr verwirklicht, die andern, die zufällig im engen Kreis den Zusammenbruch miterleben, wissen es ebenso wenig.

Erst die Aneinanderreihung statistischer Zahlen zeigt die Gemeinsamkeit dieser Einzelschicksale, die Schwere des Drucks, der heut auf den Frauen lastet. Besonders eindrucksvolles Material bringt hierzu eine in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlichte statistische Arbeit von Köste-Berlin, die sich auf die allgemeine Reichsstatistik und Veröffentlichungen der Stadt Magdeburg stützt. Daraus geht hervor, daß die

### Selbstmordziffer bei Frauen mittleren Alters

im Jahre 1926 um 29 Proz. gegenüber 1913 zugenommen hat, während die entsprechende Zahl bei den Männern um 11 Proz. gefallen ist. Daß gerade die Frauen, die in der vordersten Kampflinie stehen — die unverheirateten — am meisten betroffen sind, kann man der Reichsstatistik in diesem Punkt ergänzenden Magdeburger Statistik entnehmen, die die Selbstmorde bei verheirateten und unverheirateten Frauen getrennt aufzählt. Sie zeigt, daß die Zahl der in Magdeburg festgestellten Selbstmorde bei unverheirateten Frauen im Alter von 30 bis 40 Jahren sich im Jahre 1927 gegenüber 1923 fast vervierfacht hat. Da nichts zu der Annahme berechtigt, daß diese Entwicklung durch besondere lokale Umstände bedingt ist, wird man sie als typisch betrachten können. Worauf ist sie nun zurückzuführen? Daß es wirtschaftliche Nöte nicht in erster Linie sein können, wird klar, wenn man bedenkt, daß die Wirtschaftsnot in gleicher Weise die unverheirateten Männer, vor allem aber die Familien betrifft, man wird sogar annehmen können, daß die Chancen sich durchzuschlagen, für die alleinstehende Frau mit ihren geringen Bedürfnissen eher besser, als die der anderen Volksgenossen sind, bei denen eine so verhängnisvolle Zunahme der Selbstmorde nicht vorliegt.

Klarheit ist nur zu erlangen, wenn man zwei andere statistische Entwicklungsreihen mit in Betracht zieht — die der unehelichen Geburten und der Aborte. Bei den unehelichen Geburten ergibt sich gegenüber 1913 eine Steigerung um 12 Proz.; erfährt man noch dazu aus der Magdeburger Statistik, daß die Zahl der Aborte bei unverheirateten Schwangeren im Jahre 1927 gegenüber 1923 um 97 Proz. gestiegen ist, also sich annähernd verdoppelt hat, so zeichnet sich das Schicksal deutlich ab, dem die heutige Frauengeneration um die dreifach ausgeliefert ist. Die durch den Krieg zur Ehelosigkeit verurteilten Frauen haben in freien Verbindungen Befriedigung zu finden gesucht. Es gibt Frauen, die auf diesem Wege ihre innere Freiheit fanden; bei der Mehrzahl ging es nicht so gut aus. Sie waren nicht stark genug, um die schweren Spannungen, Konflikte, die diese Beziehungen den Frauen schaffen, zu ertragen. Die Befriedigung der sexuellen Wünsche schaffte Raum für das Erwachen, Erstarren des Mutterwunsches, — besonders intensiv vielleicht gerade deshalb, weil

ehelos lebende Frau viel einsamer ist, als die verheiratete.

Wenn nun diese Frauen so häufig gezwungen sind, ihrem Wunsche

entgegen, der Mutterchaft entsagen zu müssen, so führt das zu schwersten psychischen Zusammenbrüchen in viel trasserer Form, als bei den alleinstehenden Frauen früherer Generationen, die durch die sexuelle Abstinenz, in der sie lebten, in ihrem ganzen Gefühlsleben allmählich abgestumpft wurden, daher auch den Wunsch nach Mutterchaft weniger stark empfanden. So wenig erfreulich diese dumpe Unerwecktheit der Frauen in bezug auf ihre sexuellen und Mutterwünsche war, wird man doch ehrlich zugeben müssen, daß die alleinstehenden Frauen von heute, die ihr Kind nicht lebendig werden lassen können, das ungleich schwere Martyrium durchmachen, was wohl nicht zuletzt die Neigung zum Selbstmord in diesen Schichten auslöst. Es herrscht also unverkennbar ein sehr starker Zusammenhang zwischen den Selbstmord- und Abortziffern bei den Unverheirateten. Es fragt sich, ob gegen diese Tatsachen, denen eine Unzahl von Frauen zum Opfer fällt, in irgend einer Weise angeknüpft werden kann. Dabei wird man davon auszugehen haben, daß es sich hier weniger darum handelt wirtschaftliche Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen, als soziale. Es gibt eine ganze Reihe von Frauen, deren Gehaltslage es ihnen erlaubt, bei bescheidenen Ansprüchen ein Kind groß zu ziehen, so z. B. die ganze Gruppe der mittleren Angestellten. Sie wagen es aber nicht, weil sie — mit Recht ihre Entlassung befürchten müssen, wenn herauskommt, daß sie ein Kind erwarten. Daß gegenüber dieser Tatsache die gesetzlichen Schutzbestimmungen wenig ausrichten, weiß jeder, der die Praxis kennt; denn ein Grund, einen Arbeitnehmer zu entlassen, den man gern forthaten möchte, wird sich leicht finden lassen. Es ist also der einzelnen Frau nicht zuzumuten, daß sie diesen für sie aussichtslosen Kampf aufnimmt. Anders kann die Lage erst dann werden, wenn

die Gesamtheit der arbeitenden Frauen es sich zum bewußten Ziel macht,

die Unabhängigkeit in dieser Hinsicht zu erkämpfen. Die arbeitende Frau muß selbst darüber bestimmen können, ob sie sich den Wunsch nach Mutterchaft erfüllen will oder nicht.

Dr. Jenny Redt.

## Familienzuwachs verboten!

Einem Richter in Saint Louis (U.S.A.) war ein Ehescheidungsfall unterbreitet worden. Die beiden Ehegatten vertrugen sich gut miteinander; sie litten nur unter steigenden finanziellen Schwierigkeiten, da sie bereits drei Kinder in ärmlichen Verhältnissen aufzuziehen hatten. Lediglich wegen dieser materiellen Bedrängnisse wollten sie sich scheiden lassen. Der weise Richter fällte das wahrhaft solomonische Urteil, daß die beiden Ehegatten nicht geschieden, sondern drei Jahre lang unter Geburtenkontrolle gestellt werden sollten.

## Spätsommer.

Von müden Bäumen löst sich Blatt um Blatt  
Und taumelt auf den glatten Asphalt nieder.  
Wir tranken an dem Sommer uns nicht satt . . .  
Schon kommt der Herbst und bald der Winter wieder.

Wie unser Blut auch nach der Sonne schreit,  
Wir schlangen in Fabriken und Kontoren.  
Leb wohl, du kurze Sommerherrlichkeit!  
Wir sind für diese große Stadt geboren.

Schon soll der Wind durch Haferstoppeln gehn.  
Was sahen wir von vollen Entewagen?  
Wir müssen uns im gleichen Kreise drehn,  
Und hören kaum das Herz der Erde schlagen.

Nur bunte Blumen, reich und zauberhaft,  
Die in geliebten Laubengärten prangen,  
Sie zeugen uns von heißer Sommerkraft  
Und wecken Sonntagsehnsucht und Verlangen.

Schon kommt der Abend früher und er bringt  
Bald einen Mantel voller Nebelschwere.  
Wie auch das Herz nach Sonnensüße stugt,  
Bald greifen unsere Hände nur ins Leere.

Zu kurz ist unsrer Sonne Hochzeitsflug,  
Wir möchten sie mit unsren Händen halten.  
Wann endlich wird uns allen Zeit genug,  
Uns auch für ihre Schönheit zu entfalten!?

Bruno Schulzank.

# Eine „Einkaufsgemeinschaft“.

Reuchend und schwindend erklimmt Frau Kummervoll die mühseligen Stufen der Straßenbahn; am rechten Arm baumelte ihr ein schweres Einholeneh, mit dem linken preßte sie ein nicht minder schweres Paket „Vorsicht zerbrechlich“ gegen den Magen, und ihre drei Sprößlinge vorzüglichster Alters trieb sie vor sich her, dem einzigen freien Sitzplatz am Ende der Wagenreihe zustrebend. Als sie sich aufstöhnend niedergelassen hatte, die kleine Erna auf dem Schoß, Fritz am rechten und Rudi am linken Knie, zog durch ihr gequältes Hirn sekundenlang die Vision einer lustigen, kühlen Terrasse am rauschenden Meer, auf der zu den Klängen einer dezenten Jazzkapelle hurtige Kellner eisgekühlte Limonaden austrugen. So hatte sie es in der zweihundertfünfundsiebzigsten Fortsetzung des atemraubend spannenden Romans „Ich lasse mich nicht!“ von Lang-Malheur im „Morgentrost“ gestern gelesen. Dann schreckte sie die ewige Schaffnerfrage nach noch nicht abgefertigten Bemanden zurück in die ebenso rauhe wie bedrückend schwüle Gegenwart. Als sie aufgeregt begann, unter Kindern, Taschen und Paketen nach ihrem Portemonnaie zu graben, sagte eine freundliche Stimme neben ihr: „Geben Sie her, ich werde schon halten,“ und sie erkannte, daß sie neben ihrer Etagennachbarin, Frau Frischwind, zu sitzen gekommen war. Das hatte ihr gerade noch gefehlt! Denn obgleich Frau Frischwind erst einige Wochen im Hause wohnte waren schon allerhand Gerüchte über ihre „neumodischen roten Ideen“ in Umlauf. Na, Gott sei Dank, sie hatte ja ihren Klaus und ihre Erika auch dabei, dann konnte man immerfort nur über die Kinder reden. „Schreckliche Hize heute, ich bin ganz gerädert,“ fing Frau Kummervoll an. „Ja, ich war auch zum Einkaufen heute,“ sagte Frau Frischwind. „Das muß doch sehr anstrengend für Sie sein, mit den drei Kleinen von einem Stock zum anderen durch das Warenhaus zu ziehen, bei dem Gedränge, und bei der Hitze! Mein Gott, und Ihre Pakete sind so schwer! Sie Aermste!“ Frau Kummervoll, die es nie gewohnt war, bedauert zu werden oder irgendwelche Rücksicht zu finden, da sie nach Ansicht ihres Mannes und ihrer eigenen „nur ihre Pflicht und Schuldigkeit“ tat, war schon ganz für Frau Frischwind eingenommen. „Ja, Sie haben es leichter, Frau Frischwind, Ihre Kinder sind schon ein bißchen größer, und eins weniger macht auch was aus. Ich habe wahrhaftig meine Not und Plage mit den Göhren, immer bleiben sie irgendwo hängen oder gehen einem verloren, oder hängen sich einem an den Rock, daß man keinen Schritt weiter kann, oder eines fällt hin und macht ein Mordgeschrei, daß sich alle Leute und die Fräuleins ganz böse nach einem

umdrehen, aber all das ist noch das wenigste! Mal ist es mir passiert, daß mein Fritz sich leiserhüßig einen Ball aus der Spielwarenabteilung mitnahm. Gott, so'n Kind denkt sich doch nichts dabei, und ich wurde verdächtigt wegen Diebstahl und mußte mich schrecklich aufregen bis sie mir schließlich geglaubt haben. Und einmal hat meine Erna in der Glas- und Porzellanabteilung eine Vase umgerissen, da waren vier Mark fünfzig futsch für nichts und wieder nichts. Das war hart, aber man kann doch beim Einkaufen nicht immer und immer nur auf die Göhren tucken!“ „Ein bißchen leichter habe ich es ja mit meinen Gößen,“ sagte Frau Frischwind, „aber anpassen muß man trotzdem hinten und vorn. Ueberhaupt gehören Kinder da nicht hin, in so ein Warenhaus mit seinem Menschengewühl.“ „Ja, aber beste Frau Frischwind, was wollen Sie denn machen, ein Kinderfräulein kann unersens sich doch nicht leisten!“ seufzte Frau Kummervoll. „Das nicht,“ sagte Frau Frischwind, „aber wissen Sie, was mir eben einfällt? Das nächste Mal, wenn Sie einkaufen gehen, sagen Sie mir vorher Bescheid und geben die Kinder bei mir ab, und wenn ich einkaufen gehe, mache ich es mit meinen Kindern ebenso. Sie sollen mal sehen, wie rasch wir ohne die Kinder mit den Einkäufen fertig sind, und wie fein die Kinder miteinander spielen werden.“ Ihre letzten Worte fanden schon eine Bestätigung in dem eifrigen Geplauder der schnell untereinander angefreundeten Kinder. „Aber nein, aber nein...“ wollte Frau Kummervoll anfangen, die sich absolut nicht vorstellen konnte, daß man irgend etwas anders machen könnte, als sie es seit Jahren und Jahrzehnten von sich, Mutter, Großmutter, Tanten, Kusinen, Schwägerinnen und Schwestern gewohnt war. „Gar kein aber nein“ schnitt Frau Frischwind den Redeschwall der anderen ab, „versuchen wir es doch mal!“

Und was erst Versuch war, wurde bald ständige Einrichtung. Ja, die Gemeinschaft und gegenseitige Hilfsbereitschaft ging bald so weit, daß eine für die andere einfache kleine Einkäufe nach Interferaten und dergleichen mitbesorgte und sich somit die Kaufnachrichten überhaupt verminderten. Dem „Kindergarten“ hatte sich bald Frau Guterdinge als Nummer drei mit ihrem kleinen Kurt angeschlossen, und im Nebenhaus hatte sich insolge des guten Beispiels sogar schon eine Gruppe von vier jungen Frauen mit ebenso vielen Kleinkindern etabliert. „Wir machen Schule, man sieht's,“ sagte Frau Frischwind lachend, „und es gehört doch so wenig dazu, daß wir Arbeiter- und kleinen Angestelltenfrauen uns das Leben ein bißchen leichter machen, nur ein wenig Nachdenken und praktische Solidarität.“ H. S.

## Zentrumsmänner über die Frau.

In der „Kölnischen Volkszeitung“ (Nr. 85), dem maßgebenden Organ des rheinischen Zentrums, kommen Männer des Zentrums über die Frau zum Wort. Besonders schäßen sie an der Frau ihre stärkere Religiosität und das dem männlichen Politiker mangelnde mütterlich-fürsorgerische Element. Kein wahrer Staat, keine vollkommene Kultur ist ohne Frauenmitarbeit denkbar, ist das Leitmotiv fast aller Antworten. Recht geschickt berührt Dr. Horion, Landeshauptmann der Rheinprovinz, die Tatsache, daß die Zentrumswählerchaft überwiegend aus Frauen besteht, eine Tatsache, die oftmals mit dem unausgesprochenen Wunsche festgestellt wird, um Zentrumserfolge damit zu entwerten, zu der Konstatierung eines moralischen Plus für das Zentrum. Er möchte umgekehrt eine Partei warnen, die nicht oder nicht mehr die Frauen für sich gewinnen kann, sich zu prüfen, ob sie noch auf dem rechten Wege ist. Der Vorsitzende der Zentrumspartei, Prälat Dr. Kaas, hofft entschieden, daß die Zukunft „denen recht geben wird, die das Frauenrecht als einen begrüßenswerten Fortschritt und eine wertvolle Verbesserung betrachteten. Er rühmt an der christlichen Politikerin „Besonnenheit, Hingabe, Pflichtbewußtsein, Ernst und Treue“ und sieht keine Gefahr, daß sie etwa in „politisches Amazonentum“ verfällt. Mit Nachdruck sagt er:

„Wer das Schicksal seines Volkes mitzutragen hat, soll auch das Recht haben, es mitzugestalten.“

Oberbürgermeister Adenauer, Köln, bekennt, daß er anfänglich dem Frauenstimmrecht recht skeptisch gegenübergestanden hat, jetzt aber so bekehrt sei, daß er die Mitarbeit der Frau auf bestimmten Gebieten für „schlechthin unentbehrlich“ hält. Besonders schätzt er an der Frau, daß sie sich gegenüber den vorgeschriebenen Parteimeinungen ein selbständiges Urteil bewahrt. Beachtenswert ist auch die Stimme des Zeitungswissenschaftlers, Professor Döwlat, Berlin. Er sagt zunächst, daß es der Frau nicht gelungen ist, ihre Friedensmission zwischen Völkern und Parteien voll zu erfüllen, da die Zeitverhältnisse stärker waren als sie, lobt dann aber, daß sie den Ton der Menschlichkeit und

Hilfsbereitschaft in die Politik hineingetragen habe und eine größere Lebens- und Wirklichkeitsnähe besitzen als der Mann. Bedauerlich nur, daß die wirklichen Mütter in den Parlamenten so selten bleiben müssen! Die Gefahren sind Entartung zur „brüllenden Agitatorin“ und „forschen Gesellschaftsparlamentarierin“. Noch schärfer formuliert Reichstagsabgeordneter Dr. Krone diese Gedanken, indem er für die Neuorientierung der Politik an Recht und Mensch, statt wie früher an Macht und Profit, „die Frauenbewegung zusammen mit der jungen Generation“ als die „stärkste Stochkraft zum Menschen hin“ betrachtet. Reichstagsabgeordneter Joos würdigt besonders „die Masse der unbewußt politisch-wirksamen Frauen im Lande“, die er höher schätzt als die „verpolitisierte“ und „verorganisierte“ Frau. — Was sagen seine Fraktionskolleginnen dazu? — Ihm ist — durchaus im Zentrumsinteresse — die Frau lieb als „konservative Macht“, weil sie „noch glauben und vertrauen“ kann, und damit nach seiner Ansicht, „politische Gestaltungs- und Wachstumsarbeit gewährleistet.“ „Keine politische Frauenbildung aber wird aus unbewußt politischem bewußt Politisierendes machen wollen. Das hieße das Positive in das Negative verkehren.“ Man sieht, daß die Frauen in der Politik nur deshalb die Schätzung des Herrn Joos genießen, weil sie noch in einem unentwickelten Stadium stecken, daß sie bei zunehmender politischer Schulung und Disziplinierung auf das Wohlwollen der Politiker kein Schloßes wird verzichten müssen. Erfrischende Töne findet dagegen Reichsminister Dr. Josef Wirth, der die Stimmung des Reichstages im trüben, sorgenvollen November 1918 schildert, als vor der Konsequenz des Frauenstimmrechts „manche Köpfe wackelten, gerade wie in der Jobshade“. Frauenmitarbeit aber ist heute nicht mehr zu entbehren, „weil eben auch die Politik vor allem menschlich bleiben muß“. Den lustigen Beschluß unserer Reihe möge bilden die Aeußerung des Prinzen Rohan, die vom einflamen Aristokratenthronchen herab als matter Nachhall aus dem antien régime davon plaudert, daß der Frau heute nicht nur allein der „ewig weibliche Weg“ der Geliebten eines großen Staatsmannes und Herrschers, sondern auch der der „Demagogin“ offenstehe, . . .

## Kinderadoption.

In den langen Gängen des alten Hauses am Rosenmarkt in Berlin, in dem das Jugendwohlfahrtsamt untergebracht ist, die Zentrale für Kinderfürsorge, kreiseln Licht und Schatten um Fenster und Türen, nichts sieht man als Schilder mit Aufschriften wie „Adoptionsberatungsstelle“, „Adoptionsvermittlungsstelle“, aber dazwischen drängt sich Rufen, Warten, Lachen, Weinen... eine Welt von Licht und Finsternis. Telefone klingen, Stimmen sprechen, Menschen warten.

Eine elegante Frau zerknittert ungebührend das amtliche Schreiben in ihren Händen. „Heute bin ich das dritte Mal hier. Da will man nun ein gutes Wert tun und sich eines heimatlosen Kindes annehmen, aber nichts als Schwierigkeiten werden uns dabei in den Weg gelegt“, klagt sie dem Beamten, der ihr endlich Rede und Antwort sieht. „Ich habe das Warten satt.“

„Unsere Kinder warten viel länger, gnädige Frau“, beschwichtigt er, „und können sich nicht selber helfen. Bewußt ist es auch für uns eine Freude, wenn sich für ein verlassenes Kind Elternarme öffnen wollen. Aber es geht hier um ein Menschenleben, es gilt eine große Verantwortung zu übernehmen, deren sich die meisten nicht bewußt sind. Da gilt es für uns Beamte, immer wieder zu prüfen, bedenken und zu beraten, ehe es zu einer Adoption kommt.“

Von zurzeit 193 Kindern, die in der deutschen Zentrale zur Adoption gemeldet wurden, sind 180 uneheliche, die größtenteils auf Kosten der Öffentlichkeit erzogen werden. Und da es erst seit 1918 eine amtliche Jugendwohlfahrtsstelle in Deutschland gibt, müssen dafür geschulte Kräfte für dieses ganze Menschen erfordernde Gebiet auch erst so nach und nach durch Beispiele und Erfahrung heranreifen. Früher sorgte die hochwohlwollende Polizei für die Kleinen und Hilflosen, der Schuhmann mit der Pickelhaube spielte die Fürsorgegeschwester und kontrollierte auch die Pflegeeltern. Zwar war es der Sozialdemokratie bereits im Jahre 1912 gelungen, eine Berufsvormundschaft für waisenlose Kinder einzurichten, die sich aber erst nach der Revolution zu jener großzügigen Hilfsaktion, wie wir sie heute durch die Jugendämter haben, entwickeln konnte.

In der Adoptionsvermittlungsstelle deckt sich das Angebot fast mit der Nachfrage. Aber es sind erstaunlich wenige Menschen aus den besser gestellten Schichten, die sich zur Annahme eines heimatlosen Kindes in ihr reiches Haus einschließen können. Sie hielten sich Autos aller Art und Klassen, Luxusiere bis zum kostbaren Keffchen im Seidenbeutel der Wettidame, selten aber ein elternloses Kind.

Unter den 193 zurzeit an Adoptiveltern abgegebenen kleinen Erdenbürgern bekamen nur 26 einen Fabrikanten zum Vater, 40 mittlere Beamte und 14 Angestellte öffneten ihr Haus und Herz verwaisenen Kindern, dagegen sind es 56 Handwerker und 32 Arbeiter, die sich so ein fremdes Blut ins warme Nest holten. Von den freien akademischen Berufen und den Landwirten entschlossen sich nur 7 Elternpaare zur Adoption, aus der Künstlerschaft fanden sich 3 Väter und Mütter.

Die meisten wollen hübsche Mädchen haben, aber wenn sie dann beim Anblick so eines unterernährten Bübchens, das aus großen Staunaugen heraus auf das Wunder der Liebe wartet, unter der Schar für Adoption bestimmter Kinder die Not und Hilflosigkeit des kleinen Menschleins fühlen, wenn sie verstehen lernen, daß der Wunsch nach äußerer Schönheit gerade in solchen Augenblicken des Helfenwollens unwichtig wird, dann greifen sie auch nach den ersten kleinen Händen, die sich ihnen entgegenstrecken.

Wohl alle, die aus ihrer eigenen Kinderlosigkeit heraus den Mut fanden, ein Kind zu adoptieren, haben das Eltern Glück erlebt wie die Eltern eigener Kinder. Nach ganz kurzer Zeit, nach Wochen, wenn nicht schon nach Tagen, lieben die adoptierenden Eltern das adoptierte kleine Kind genau so herzlich wie das eigene. J. St.

## Tijahner is nich schön!

Hansel stand vor dem Konfitürengeschäft. Als braver Junge bittelt er nicht, überläßt seiner Mutti vertrauensvoll den Einkauf. Was Gutes wird's immer — und daß er was abkriegt, ist einfach selbstverständlich. Da kommt ein großer Junge (elf Jahre alt war der sicher!) zu ihm ran und bietet ihm großmütig die Federkrone, die er eben noch selbst als „Mutiger Hengst“ getragen hat; richtig schenken will er sie ihm. Und Hansel — lehnt ab.

Der Große ist ganz getränkt. Er läßt sich wahrhaftig herbei, dem Hofenmaß seinen stolzen Hauptschmuck anguppreisen! Aber Hansel bleibt standhaft dabei: „Tijahner is nich schön!“

An diese kleine Geschichte mußte ich wieder denken, als ich vor einigen Wochen mit einer Genossin in einen richtigen Disput über Kindererziehung geriet. „Das können Sie gar nicht verhindern, daß die Jungs Krieg spielen! Sie sehen's doch von den anderen, und wenn man es verbietet, dann tun sie es eben heimlich! Ich bin gewiß sonst in allen Dingen dabei...“

Ja, ich weiß. Die Genossin ist im Konjum und der Junge ist in der Gemeinschaftsschule sogar. Aber trotzdem geht er heimlich hin, mit Nachbarskindern Krieg zu spielen. Und er wird ja wohl nicht der einzige sein, nicht der einzige Sohn guter Genossen, bei dem die Eltern nichts dabei finden, daß der Junge „ein bißchen Krieg spielt“. Und wenn dann eines Tages der Blutwahnstinn wieder ausbricht,

werden sie sich wundern, wenn ihr Junge kriegsbegeistert, kriegsfreiwilig dem Raubfell nachläuft. Vielleicht wird dann die Mutter weinen — oder wird sie vielleicht sogar zu den stolzen „Hewenmüttern“ gehören, die in die Bewehrung des Einzigen noch einen Rosenstrauch stecken?

„Wie sollen wir es aber bloß machen — die Jungs verstehen es doch nicht — jetzt noch nicht?“ — Oh, bitte: Sie verstehen alles, und verstehen es weit früher, als alle Mütter glauben. Denn es ist der erste Fehler der Erziehung zum Frieden, daß sie meist zu spät einsetzt. Der andere ist, daß sie meist nur mit sentimentalen Erklärungen arbeitet. Vergessen wir nicht: Wir alle haben Nationalismus, Kriegsbegeisterung, Haß gegen die anderen Völker fast mit der Muttermilch eingesogen. „Franzose!“ Das war uns ein Schimpfwort, ehe wir es noch buchstabieren konnten. Und mit „Hurra, Germania!“ und ähnlichen dichterischen Offenbarungen wurden wir die ganze Schulzeit lang gefüttert. Der Soldat war Held, war der „Vaterlandsverteidiger“ — und seine Uniform war das „Ehrenkleid“. Wer anders dachte, war eine „feige Memme“, ein so verächtliches Wesen, daß die Besten dem Wahn unterlagen, ihren Persönlichkeitswert als „kriegsfreiwiliger Vaterlandsverteidiger“ beweisen zu müssen. Der Soldate, der Soldate, war der schönste Mann im ganzen Staate...“

Als der Hansel noch nicht drei Jahre alt war, sah er zum ersten Male bewußt einen Soldaten. Die Uniform fiel ihm auf. „Was is das?“ — „Ein Soldat.“ —

„Was macht der Mann.“

„Der schießt andere Leute tot.“

Eine Unterhaltung knüpfte sich kaum dran. Daß man nicht haut — und daß es schlecht ist, andere Leute tot zu machen, ist selbst meinem Dreijährigen schon klar gewesen. Für ihn ist jetzt ein Soldat „ein schlechter Mensch, schießt andere Leute tot“. Und das hat er sogar mal einem Reichswehrsoldaten nachgeschimpft. Ich habe mich aber gar nicht darüber geschämt, sondern mich über den Hansel gefreut, der hoffentlich ebenso tapfer den Kriegsdienst verweltgern würde wie sein Vater.

Und die „Tijahner“? — Nun, nach meiner Meinung haben auch die Indianerspiele keine Berechtigung mehr. Die Jugend unserer Generation wußte nichts von sportlichen Wettkämpfen, wenig von Gemeinschaft, die Horde war die höchste Gesellungsform, die ihr zu Gebote stand. Und eine Horde kämpfte gegen die andere: Mal Apachen gegen Sioux mit Gänsefederkronen und Holzbeilen, mal Georgentürk gegen Höchststraße oder Reakhschule gegen Gemeindegemeinschaft. Mit Eisenlineal und Kante, und oft genug gab es blutige Kämpfe.

Heute braucht der Tüchtigste nicht bei der allgemeinen Keiserrei festgestellt zu werden, heute ist der Verband nicht die Horde, sondern die Jugendgruppe, und der Wettkampf und die „Explosion der Muskelkraft“ ist auf den Sportplatz verlegt.

„Nie, nie wollen wir Waffen tragen“, singen die roten Falken: Und selten habe ich mich so gefreut, wie an dem Tage, an dem die Bürger des Probezeitlagers heim Einmarsch in Erkner demonstrierend dieses Lied anstimmten. Der Führer winkte nach der zweiten Wiederholung ab. Er ließ die Kapelle ein anderes Lied anstimmen. Gewiß, das war schöner, melodischer; und wohlwollend konnte jeder Spieler auf die Schar sehen, die mit „Wir sind jung und das ist schön“ die Dorfstraße heruntertriumphierte. Ich aber hätte lieber ein duzendmal wieder das Gelöbnis gehört, nie wieder Waffen zu tragen — wenn der Herr Dorfschulze sich auch drüber geärgert hätte. Denn dieses Gelöbnis gehört zu den roten Fahnen der Jugend, und wir sollten dafür sorgen, daß der Krieg bei unseren Kindern geächtet ist, sobald sie das erstemal das Wort „Soldat“ hören. Rose Ewald.

**Hennen ohne Flügel und Krallen.** Die moderne Neigung zu einer Verstärkung und Höchstleistung der Produktion hat auch die Eierindustrie ergriffen. In der Stadt Omaha (Iowa) soll es einem Geflügelzüchter, Dr. Kenwald, gelungen sein, nach fünfjährigem Experimentieren eine Brut Räten ohne Flügel und Zehennägel zu erzeugen. Die normalen Hennen werden nämlich in jedem Jahre mit der Mauserung ihrer Flügel Federn geplagt und während dieser Zeit fällt die Eierproduktion aus. Der neue Typ Hennen, die keine Flügel haben, kann das ganze Jahr hindurch Eier legen und so im Durchschnitt etwa 300 Eier im Jahre erzeugen.

**„Gefühlte“ Wohnungen.** Der Vortrag der Pariser Architekten beschäftigt sich jetzt mit dem Problem der „gefühlten“ Wohnungen. Warum sollen wir nicht im Sommer unser Zimmer kühlen, wie wir es im Winter heizen? fragen sie, und sind im Begriff, „gefühlte“ Wohnungen zu bauen. Die Architekten gehen noch weiter und arbeiten ihr „gefühltes Luftsystem“ so aus, daß jede gewünschte Temperatur auf Verlangen sogar parfümiert zu erhalten ist. Auch für die unerwartet kühlen Tage im Sommer soll gesorgt werden, sowie für warme Herbst- und Frühlingstage. Dem abgespannten Großstädter wäre somit die Möglichkeit gegeben, an heißen Tagen kühle, erfrischende Luft, geladen mit dem Wohlgeruch eines Kiefernwaldes, oder wenn eine frische Atmosphäre gewünscht wird, Ozeanluft mit salziger Brise, einzuatmen.